

HIER STIRBT NIEMANDEINSAM

In der Bundesrepublik sterben jährlich 400 000 Menschen im Krankenhaus. Die meisten von ihnen menschenunwürdig und allein zwischen Apparaten und Infusionen. Doch es gibt auch ein Dutzend Hospize, wo Sterbenden geholfen wird, dem Tod in Würde zu begegnen. BRIGITTE-Mitarbeiterin Ildikó von Kürthy besuchte ein Hospiz in Aachen.

* (Alle Namen der Patienten und ihrer Angehörigen von der Redaktion geändert)

Es war im Frühling, als Martha für einen Moment lang dachte, der Winter sei noch einmal zurückgekehrt. Ein leichter Windstoß hatte die Äste des Kirschbaumes bewegt, und zartrosafarbene Blütenblätter schwebten herunter wie dicke Schneeflocken. Martha hatte die rechte Hand auf ihre Stirn gelegt und mit zwei Fingern eines ihrer Augenlider nach oben gezogen. Aus eigener Kraft konnten sich ihre Augen gegen den starken Druck der Schwellung nicht mehr öffnen. Sie betrachtete ihre Bettdecke, die, übersät mit Blüten, aussah, als hätte ein Künstler auf eine weiße Leinwand unzählige rosa Flocken gepinselt. Es war im April, und Marthas Bett stand unter einem mächtigen Holunderbusch, dessen Zweige Schatten

über ihr Gesicht legten. Die Sonne tat ihren Augen weh, selbst durch die geschlossenen Lider. Es war der erste schöne Tag im Jahr, und für Martha war es der erste Tag seit fünf Monaten, an dem zwischen ihr und dem Himmel keine Fensterscheibe war.

Als ihr Zahnarzt vor einem halben Jahr das fingernagelgroße Geschwür in ihrem Gaumen entdeckte, da war der Tumor bereits zu groß und Martha zu schwach, als daß man noch hätte operieren können. Es ist dann alles so furchterregend schnellgegangen: wie sie innerhalb weniger Monate bis auf die Knochen abmagerte, wie sich ihr Mund unter dem Druck des Tumors immer mehr versteifte, bis sie schließlich kaum noch sprechen konnte, wie ihre Augen zuschwollen, wie ihre Haare grauer wurden und ihr Gesicht immer schmäler. Und irgendwann haben die Ärzte im Krankenhaus gesagt: „Wir können jetzt nichts mehr für Sie tun.“ Und da mußte Marthas Tochter, die mit Mann und Kind auf 40 Quadratmetern lebt, für ihre Mutter einen Platz finden. Einen Platz, wo sie ge-

pflegt wird, wo man ihr die Schmerzen erleichtert und wo sie, unbehellig durch medizinische Apparate, Schläuche, Röntgenbilder und Diagnosen, die immer wieder nur den nahen Tod bestätigen, in Ruhe sterben kann. Martha wird in wenigen Wochen 52 Jahre alt.

Im Mittelalter gab es am Rande der Pilgerstraßen, die ins Heilige Land führten, Gasthäuser, Hospize, die den Armen, den Kranken und den Müden Zuflucht boten auf ihrer Reise. Die modernen Hospize, die Anfang dieses Jahrhunderts zunächst in England entstanden, wollen Gasthäuser sein für unheilbar Kranke und Sterbende. „Wir begleiten Menschen auf dem schwersten und wichtigsten Wegstück des Lebens, dem letzten“, sagt Pfarrer Dr. Paul Türks, Gründer des Aachener Hospizes Haus Hörn. Es ist eines der ersten Hospize in Deutschland und wurde 1986 gegründet. Es ist ein Haus mit 53 Betten, ein

Haus mit 53 Gästen, von denen manche nur wenige Wochen bleiben, andere Jahre – für fast alle ist Haus Hörn die letzte Station in ihrem Leben. Und die Entscheidung, sich der Pflege eines Hospizes anzuvertrauen, ist immer auch die Entscheidung, hier dem Tod zu begegnen. Es ist die Entscheidung – von den Kranken selbst oder von den Angehörigen getroffen –, den Tod zuzulassen, wenn es an der Zeit ist. Keine lebensverlängernden Maßnahmen. Kein Nottransport mit kreischender Sirene und zuckendem Blaulicht in die nächste Klinik. Keine Monitore, auf denen Leben in Kurven meßbar ist. Nicht leben um jeden Preis.

„Susanne kommt nie wieder ins Krankenhaus.“ Peter Berger faltet seine Hände so angestrengt ineinander, daß sich die Fingerknöchel weiß verfärben. Es gibt keinen Tag mehr, an dem Peter Berger gern aufwacht, und es gibt zu viele Tage, an denen er sich wünscht, einfach einzuschlafen. Susannes Sachen hängen noch im Kleiderschrank. Und ihre Turnschuhe stehen da. Es sind so alltägliche Dinge, die immer wieder ganz plötzlich weh tun. Turnschuhe in Neongelb. Sie gaukeln Peter für einen Moment lang vor, alles sei so wie früher. Sie stehen unten im Kleiderschrank, als hätte sich nichts verändert. Das macht ihren Anblick so unerträglich. Und in solchen Momenten fragt sich Peter, ob es für ihn leichter wäre, wenn seine Frau sterben würde.

Dann stellt er sich vor, wie es wäre, wenn das Warten endlich ein Ende nähme. Wenn er sich nicht mehr Tag für Tag an eine Hoffnung klammern müßte, die ihm die Ärzte niemals gemacht haben.

Peter Bergers Frau Susanne liegt seit einem Jahr im Hospiz Haus Hörn. Ihre Augen sind weit geöffnet, aber sie schauen niemanden an. Ihr Mund ist weit geöffnet, aber er spricht nicht. Ihre Hände hat sie im Krampf zu Fäusten geballt. Zwei zusammengerollte Waschlappen zwischen ihren Fingern verhindern, daß sich die Fingernägel ins Fleisch bohren.

In diese Art von Wachkoma, apallisches Syndrom genannt, verfallen Menschen, deren Gehirn für kurze Zeit nicht mit Sauerstoff versorgt wurde. Susanne wurde zur Apallikerin, weil ihr ein Arzt

ein Antibiotikum spritzte, auf das sie mit einer allergischen Schockreaktion reagierte. Das war vor anderthalb Jahren. Susanne bekam keine Luft mehr, lief blau an. Noch in der Praxis machte ihr Mann Mund-zu-Mund-Beatmung. Vergebens. Im Krankenhaus wurde sie wiederbelebt. Rechtzeitig, um Susanne zu retten, aber zu spät, um sie wieder ganz ins Leben zurückzuholen. Sie war gerade 28 Jahre alt geworden. Sie wurde zum Pflegefall. Das Krankenhaus fühlte sich nicht mehr zuständig, die Krankenkassen zahlten nicht mehr, von Pflegeheimen bekam Peter Berger nur Absagen. Schließlich fand er einen Platz für seine Frau im Hospiz Haus Hörn.

Zweimal in der Woche kommt Peter Berger zusammen mit den drei Kindern, Mascha, Janine und Christoph, nach Aachen, um Susanne zu besuchen. Er spricht mit ihr, er streichelt sie. Manchmal glaubt er in ihren leerstehenden Augen Verzweiflung zu lesen. Manchmal entspannt sie sich in seinen Armen, manchmal wirft sie ihren Kopf unruhig hin und her. Sie ist so weit weg. Die Ärzte sagen, daß Susanne nicht versteht, was man ihr sagt, daß nichts von dem zu ihr durchdringt, was um sie herum geschieht. Aber Weihnachten, als nach drei Monaten zum ersten Mal wieder ihre Kinder zu ihr kamen, hat Susanne geweint. Ohne Tränen. Und die dreijährige Mascha hat nicht mehr gewußt, daß die fremde Frau ihre Mutter ist.

Peter Berger sagt: „Ich kenne Susanne. Ich glaube, so würde sie nicht leben wollen.“ Aber weil er sich dessen nie ganz sicher sein kann, weil er doch nicht zu urteilen wagt, wann ein Leben nicht mehr lebenswert ist, und weil er sich dennoch gegen lebensverlängernde Maßnahmen entscheiden mußte, hat er sich irgendwann in seinen Wagen gesetzt, um sich an irgendeiner Mauer von dieser untragbaren Verantwortung zu befreien. Er hat es nicht getan. Und er hat entschieden, daß Susanne nicht mit aller Macht leben muß, sollte sie, was jeden Tag geschehen kann, eine lebensbedrohliche Infektion bekommen.

„Bei uns sollen die Menschen in Würde sterben dürfen“, sagt die Leiterin des Aachener Hospizes, Clementine Louven. „Und bis dahin sollen sie nicht nur ‚noch am Leben‘, sondern noch ‚im

Leben‘ sein.“ Damit nimmt sich das Hospiz eines Bereiches an, der in den Kliniken, die straff organisierte Heilung betreiben, ausgeklammert wird. „Sterben ist im Krankenhaus nicht eingeplant“, sagt ein angehender Arzt. „Dort stirbt man allein. Für menschliche Zuwendung bleibt kein Raum, sie wird von Kollegen sogar als Zeitverschwendung angesehen.“

In deutschen Krankenhäusern sterben jährlich 400 000 Menschen – die meisten von ihnen unter „menschennwürdigen und belastenden“ Bedingungen, wie 75 Prozent der Ärzte, Schwestern und Pfleger sagen. Die Wünsche von unheilbar Kranken und Sterbenden werden oft überhört – die knapp bemessene Zeit lieber denen gewidmet, die zu heilen sind. „Mein Vater ist auf der Intensivstation gestorben“, erzählt Frau Flamm, deren Mutter nach einem schweren Schlaganfall einen Platz im Hospiz bekommen hat. „Die Ärzte haben mich nicht benachrichtigt, als es zu Ende ging. Er mußte ganz allein sterben. Als ich schließlich kam, hatten sie seinen Leichnam in eine Abstellkammer geschoben.“

Dem anonymen Klinikod, der Einsamkeit zwischen Apparaten und Infusionen setzt das Hospiz Menschlichkeit entgegen. Ausgebildete Krankenschwestern und Pfleger leisten die medizinische Grundpflege: waschen, baden, füttern. Patienten, die es brauchen, werden künstlich ernährt und bekommen ein Mittel auf Morphinbasis, das ihnen die Schmerzen, aber nicht das Bewußtsein nimmt. „An den Gedanken, daß hier niemand wieder gesund wird, mußte ich mich erst gewöhnen“, sagt Schwester Hedwig.

„Heute bin ich gern hier. Die Beziehung zu den Patienten ist viel intensiver als im Krankenhaus.“ Kritiker der Hospizbewegung sagen, die Pflege ausschließlich unheilbar Kranker sei dem Personal nicht zuzumuten, weil sich niemals „Erfolgslebnisse“ einstellen würden. Ein großer Arzt hat einmal gesagt: „Heilen – das können wir selten, lindern – oft, aber trösten können wir immer.“ Und Trost zu spenden – das ist für die Schwestern und Pfleger im Hospiz ein Erfolgslebnis. „Ich sehe hier viel Leid, aber auch viel menschliche Größe“, sagt eine Schwester. „Ich bin froh über das, was ich hier tun kann. Es ist wichtig, nicht nur für die Kranken, sondern auch für mich.“ Ehrenamtliche Mitarbeiter besuchen die Hospizbewohner regelmäßig. Eine Sozialpädagogin

spielt mit Patienten, liest ihnen vor, bringt sie bei schönem Wetter in den blumenbewachsenen Garten. Im Hospiz gibt es keine Besuchszeiten. Freunde, Verwandte, Kinder können zu jeder Zeit kommen. Und sie können bleiben und in den Gästezimmern übernachten. Doch dem Sterben eines Menschen fühlen sich nicht viele gewachsen. Sie haben Angst, der eigenen Trauer nicht standhalten zu können. Sie haben Angst, nicht loslassen zu können. Sie haben Angst, durch die eigene Verzweiflung dem Sterbenden seinen Tod noch so viel schwerer zu machen. Oft sind es dann die Schwestern, die in den letzten Stunden Wache halten. Weil der Tod, das Sicherste, was uns im Leben bevorsteht, doch immer noch das ist, worauf wir uns am wenigsten vorbereiten.

„Ein unheilbar kranker Mensch hat zwei grundlegende Ängste. Wenn ich sterbe, werde ich Schmerzen haben, ist die eine. Wenn ich sterbe, werde ich ganz allein sein, die andere“, sagt Pfarrer Türks. „Wir haben auf beide Ängste eine Antwort gefunden.“

Die Aufgaben des Hospizes beginnen dann, wenn es wichtiger ist, eine Hand zu halten, als eine Spritze zu setzen: Schwester Marijana trägt einer schwerkranken Frau etwas Rouge auf und tupft ihr ein wenig Parfüm hinter die Ohrfläppchen. Sie kämmt Martha die Haare, flicht sie jeden Morgen zu einem langen Zopf und bleibt dann noch etwas bei ihr. Sie hält ihr die Hand. Sie streicht über ihre Stirn, bis sich die tiefe Falte über Marthas rechter Augenbraue glättet. Bis sich ihr entstellter Mund entspannt. Ohne Worte. Einfach dasein.

Wenn die Medizin an ihre Grenzen stößt, dann sind es diese kostbaren kleinen Gesten, die manchmal das bewirken, was die Ärzte kopfschüttelnd „ein Wunder“ nennen. Sie wählen gern große Worte für das, was sie sich nicht erklären können. Sie nennen es unerklärlich, daß Hermann Schneider jetzt in seinem Rollstuhl sitzt und aus dem Fenster des Aufenthaltsraumes den Kindern auf dem Spielplatz zusieht. Er drückt seine Zigarette aus und rollt wieder rüber zum Tisch, wo Pfleger Bedrudin seinen nächsten Schachzug überlegt. Als Hermann Schneider ins Hospiz Haus Hörn kam, lag er im Sterben, und die Ärzte gaben ihm keine Woche mehr. Schachmatt. Hermann Schneider hat gewonnen. Er lebt seit drei Jahren im Hospiz. Drei Jahre, die er laut medizinischer Prognose nicht

mehr leben dürfte. Er sagt: „Wenn ich damals im Krankenhaus geblieben wäre, dann wäre ich jetzt tot.“

Die Ärzte haben Guido ins Leben zurückgeholt. Er wäre tot, wenn ihn nicht ein Arzt noch am Unfallort wiederbelebt hätte. Er wäre tot, wenn man ihn im Klinikum nicht gleich an eine Herz-Lungen-Maschine angeschlossen hätte. Aber als es darum ging, Guido einen Grund zu geben, am Leben zu bleiben, waren es nicht die Ärzte, die ihm geholfen haben. Sie waren machtlos gegen den Haß, mit dem Guido sich zerstören wollte. Sie wußten kein Mittel gegen den Satz, den er immer wiederholte: „Ich habe die Schnauze voll, ein Krüppel zu sein.“ Als Guido vor einem Jahr ins Hospiz gebracht wurde, glaubten die Ärzte, daß er den Transport nicht überleben werde.

Guido Giesler war 17, als er mit seinem Motorrad gegen den Anhänger eines Traktors prallte. Als er sechs Monate später aus dem Koma erwachte, war er 18, konnte nicht sprechen, nicht essen, und sein Körper war vom Hals an abwärts gelähmt. Seine Sprache hat Guido wiedergefunden, und er ißt am liebsten gebrannte Mandeln, die ihm sein Vater manchmal aus der Stadt mitbringt. „Guido wird sich nie wieder bewegen können“, sagen die Ärzte. Es gibt keine Hoffnung, aber Guidos Vater hat sie nie aufgegeben. Er hat seinem Jungen die Hand gehalten, als das Fieber, das keine medizinische Ursache hatte, stieg. Er hat im Hospiz übernachtet, als die Schwestern befürchteten, daß Guido den nächsten Tag nicht überleben werde. Er hat geflücht und gebetet.

Und das Fieber ist wieder gesunken. Als es Guido besserging, hat sein Vater einen Transporter gekauft und umgebaut, um seinen Sohn sonntags nach Hause holen zu können. Hans Giesler besucht Guido jeden Tag. Er macht ihm Mut mit einer Überzeugung, die er sich selbst nicht erklären kann. Er lacht mit einer Kraft, von der er selbst nicht weiß, woher er sie nimmt. Für Guido ist er immer stark. Und er klammert sich so wütend an das Leben seines Sohnes, glaubt so hartnäckig an ihn, daß das Fieber immer wieder sinkt, wenn er nur lange genug die Hand hält, die leblos daliegt, als gehöre sie zu keinem

Körper mehr.

Guidos Eltern haben für alles gekämpft, haben sich mit Ärzten angelegt, die eine Reha-Kur bei Guido für zwecklos hielten, haben mit Krankenkassen gestritten, als die sich weigerten, die Kosten für ein Spezialbett zu übernehmen. Und als schließlich Guidos Leben von diesem Bett abhing, als er sich wundgelegen hatte, so daß man die inneren Organe neben der Wirbelsäule sehen konnte – da haben die Gieslers einen Spendenaufruf in Lokalzeitungen organisiert, um das 48 000 Mark teure Bett finanzieren zu können. „Man bekommt im Leben nie mehr aufgeladen, als man ertragen kann“, sagt Guidos Vater. Manchmal glaubt er trotzdem, am Ende seiner Kraft zu sein – aber davon läßt er seinen Jungen nie etwas spüren.

„Die Krankenkassen sind das größte Problem. Sie übernehmen zwar die Kosten für Medikamente und Arztbesuche, nicht aber den Pflegesatz von 193 Mark pro Tag“, sagt Heimleiterin Clementine Louven. Das Aachener Hospiz hat im Landschaftsverband Rheinland einen freiwilligen Geldgeber gefunden. Andere Hospize, ein Dutzend gibt es mittlerweile in Deutschland, tun sich mit der Finanzierung schwerer. Ein evangelisches Hospiz in Herborn mußte Anfang des Jahres schließen, weil die Versuche, staatliche und kirchliche Zuschüsse zu erhalten, nach mehreren Versuchen fehlgeschlagen sind. Als Pfarrer Türks 1978 zum ersten Mal von Hospizen hörte, wie sie in England zu dieser Zeit schon verbreitet waren, war er begeistert und dachte, jeder müsse das sein. Doch eine Befragung der Bundesregierung unter Kirchen,

Wohlfahrtsverbänden und Krankenkassen ergab einhellige Ablehnung. „Wir wollen hier keine Sterbekliniken“, hieß es.

Pfarrer Türks griff zu einem Trick, nannte sein Projekt „Altenwohnungen für einen besonderen Zweck“ und baute das Hospiz mit 53 Betten an ein bereits bestehendes Altenheim an. Sein Orden übernahm die Trägerschaft und stiftete das nötige Grundkapital. Im November 1986 wurde das Hospiz eröffnet und ist seither ständig voll belegt. „Ist mir doch egal, wie das

Ding heißt“, sagt Pfarrer Türks, „Hauptsache, es ist das geworden, was wir wollen.“

Und es ist keine Sterbeklinik geworden. Es ist kein Haus geworden, in dem Kranke hinter verschlossenen Türen auf nichts anderes warten als auf den Tod. Hier gibt es keine Prognosen über Lebenserwartungen, die anmuten wie nüchterne Etiketten, auf die ein Verfallsdatum eingestanzt ist. Haus Hörn ist kein Abstellgleis, auf dem sich nichts mehr bewegt. „Es gibt doch immer wieder kleine Sternstunden, von denen man zehren kann“, sagt Paula Rickmann. Sie ist seit fünf Jahren im Hospiz. Rheuma hat ihre Knochen völlig zerstört, und weil sie nicht einmal mehr den Kopf heben kann, trägt sie eine Spezialbrille mit zwei Spiegeln. So kann sie die Tür sehen und den Fernseher, der gegenüber ihres Bettes an der Wand hängt. Eine Sternstunde war es, als ihr Sohn vor zwei Jahren in der hospizeigenen Kapelle geheiratet hat. Da hat Paula ihr schönsten Kleid getragen und vom Bett aus laut die Kirchenlieder mitgesungen. Und eine Sternstunde war es, als Paula vor einem Jahr, vorsichtig und unter Schmerzen, ihre Arme angehoben hat, um ihren neugeborenen Enkelsohn einen Augenblick lang an sich zu drücken. Manchmal fragt Paula sich, ob das Leben wohl noch mehr von diesen funkelnden Momenten für sie bereithält. Und dann schwankt sie zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Dann stellt sie sich den Tod als Erleichterung vor, als die Befreiung von einem Dasein, in dem sie sich stets als Belastung für andere empfunden hat. Und dann fürchtet sie den Tod, weil er ihr vielleicht eine Sternstunde vorenthält, für die zu leben sich noch gelohnt hätte. Seit einem Jahr wuchert in Paulas Brust ein Geschwür. Ob es bösartig ist, ihr den Tod näher bringt, will sie nicht wissen. Sie will keine Operation. „Ich habe viel ertragen“, sagt Paula. „Und bei aller Liebe zu meinem Leben habe ich vor nichts mehr Angst, als alt zu werden.“

Und doch verbergen sich Hoffnungen hinter jedem der 53 Namensschilder an den Türen des Hospizes. Kleine Hoffnungen oft, wertvoll trotzdem. Hermann hofft, daß er die nächste Partie gegen Bedrudin gewinnt. Paula Rickmann hofft, daß ihr das Gedicht, das sie früher einmal auswendig konnte, wieder einfällt. An der Wand in Guidos Zimmer hängt ein Spruch. Die Buchstaben sind so groß, daß er sie vom Bett aus erkennen kann: MAN MUSS

NUR WOLLEN UND DARAN GLAUBEN – DANN WIRD ES GELINGEN. Guido sagt: „Ich habe meinen Vater, der an mich glaubt.“ Und Guidos Vater weint nur, wenn er allein ist. „Es ist alles viel zu schnell gegangen“, hat Martha gesagt. „Aber wenn ich denn sterben muß, dann will ich auch sterben dürfen.“ Das war im Frühling, als sich ein paar Blütenblätter wie Schneeflocken auf Marthas Haaren niedergelassen hatten. ■

× ©